

keine Rede. Man erinnert sich an einen Satz von Johann B. Metz, als Verfechter einer Neuen politischen Theologie selbst ein Freund der Theologien der Befreiung, daß unbemerkt aus einem unpassenden Gott ein uns passender gemacht wird. In der Tat, wie der Buchtitel mit freilich einer anderen Absicht sagt: „Ein anderer Gott ist möglich.“

Aber nicht nur befreiungstheologische Anliegen durchziehen das Buch. Auch Hans Küngs liberale Theologie steht Pate. Die Goldene Regel als gemeinsamer Nenner aller Weltreligionen wird bemüht – der Metzsche Ansatz von der Autorität der Leidenden wäre befreiungstheologisch ergiebiger gewesen. Aber auch sonst pendelt das Buch zwischen der beschworenen Prophetie der Befreiungstheologien und liberalen Modernisierungsversuchen hin und her. Kein Schattenthema der so ambivalenten Geschichte des Christentums wird ausgelassen, der Konstantinische Sündenfall, die Inquisition, der Kolonialismus, aber auch der Ablaßhandel und der angesichts des armen Jesus unerträgliche Prunk seiner vaticanischen Repräsentanten, von denen sich der wiedergekommene Jesus zu Recht nicht vertreten fühlt. Ob sich der zur Inspektion von Welt und Kirche Wiedergekommene für den Messias halte?

Die Antwort hatte ich schon einmal in der sozialistischen „Österreichischen Arbeiter-Zeitung“ des 19. Jahrhunderts in einer Osternummer gelesen. Messias: Das ist das Proletariat, hieß es dort, das sind die arbeitenden Massen, die sich in der sozialistischen Bewegung sammeln und bilden lassen, um gegen das erlittene Unrecht zu kämpfen. Es sind Generationen von Proletariern, die sich im Kampf „kreuzigen“ lassen, damit eine gerechtere Menschheit „auf-erstehen“ kann und so das Reich Gottes kommt. Den Abschluß des Buches macht die so bedeutsame Frage, wie wir uns Gott bebildern könnten: „Ein Gott, der immer

nur vergeben und lieben darf, verliert jede männliche Persönlichkeitsstruktur.“ Gegen eine solche ebenso häretische wie männerfeindliche Aussage des Augsburger Dogmatikers Anton Ziegenaus verbürgt sich das schreibende Geschwisterpaar Vigil, daß Gott zwar nicht gleich eine Frau sei, wohl aber mütterlicher Züge habe – was die Lage der Väter auch nicht gerade verbessert.

Die Bedienung so vieler platter Klischees hätte man in einem derart fulminant beginnenden und verführerisch spannend geschriebenen Buch nicht erwartet. Nach all dem verwundert, wie Konrad Raiser ein derart euphorisches Vorwort schreiben konnte.

Paul M. Zulehner

WEHR, Peter: *Christ sein in der Fremde*. Die deutschsprachige katholische Gemeinde in Istanbul zwischen Anpassung und Bewahrung. Berlin: Logos 2009. Br. 302 S. (Religionspädagogik im Kontext. 3). 39,-.

Sollte es überhaupt eine nach Sprach- und Herkunftsgruppen unterschiedene katholische Seelsorge geben? Ist das nicht jene ethnische Falle, vor der die römische Kirche als Weltkirche sich hüten müßte?

Rund drei Millionen Menschen türkischer Herkunft leben in Deutschland; ihre Lebenswelten sind bei Gesellschafts-, Migrations- und Religionswissenschaftlern beliebte Forschungsgegenstände. Auch über die in der Türkei lebenden Menschen deutscher Herkunft läßt sich eindrücklich arbeiten. Peter Wehr war selbst bis 2009 fünf Jahre in der Türkei tätig; das katholische Auslandssekretariat hatte ihn nach Istanbul entsandt; neben der dortigen Pfarrei St. Paul betreute er die deutschsprachige Gemeinde in Ankara.

Seine religionspädagogische Studie arbeitet *zuerst* das Archivmaterial auf und kann so die spannende Geschichte eines Projek-

tes in der Fremde erzählen. Wehr zeichnet den juristischen und soziokulturellen Rahmen sowie das dazugehörige pastorale Bild im Wandel der Zeiten. Ab dem 13. Jahrhundert lassen sich Ordenspriester aus deutschen Landen auf heute türkischem Boden nachweisen. Eine selbständige deutsche Seelsorge setzt im Jahr 1925 ein. Der Pfarrer sieht sich bald für die Flüchtlinge zuständig, die der Nazidiktatur entkommen und in der neu entstandenen Republik Zuflucht, Arbeit und zum Teil Schlüsselfunktionen im Aufbau eines modernen Landes finden.

Anschließend macht sich Wehr das Koordinatensystem des französischen Kultursoziologen Pierre Félix Bourdieu († 2002) zunutze, um beschreiben und erschließen zu können, was mit den in mehrfacher Hinsicht als Außenseiter lebenden deutschsprachigen Katholiken gerade Istanbul geschehen ist und soll: Feld, Habitus, Praxis. Welche Haltung nimmt eine Gemeinde ein, die sich vor Ort als isoliert (vgl. 191) empfindet und von außen, nämlich über das Auslandssekretariat, versorgt wird? Der Habitus „bewegt sich zwischen äußerer

Anpassung, innerer Solidarität und Identitätsbewahrung“ (ebd.). Die Gemeinde ist Heimat zur Perpetuierung einer angestammten Welt (vgl. 207).

Aber ist eine solche „communio“ überhaupt noch „missio“? Kirche, die ihr Wesen verraten hat? Wehr führt hier einen anderen Maßstab ein: St. Paul ist nicht Gemeinde im Vollsinn, sie kommt den Vollzügen Liturgia, Diakonia und vor allem Martyria nur sehr eingeschränkt nach; St. Paul ist kein Dialogfeld (vgl. 209), sondern „ein Ort der Zuwendung der Kirche an Menschen in einer besonderen Lebenssituation“ (208).

Wer Berufung und Praxis der Kirche liebevoll lesen lernt, statt einzig das Leistungskriterium anzulegen, erhält aus dieser Studie möglicherweise eine weitere, vom Autor gar nicht angezielte Perspektive: Bei aller berechtigten Wachheit gegenüber Hetzpredigten, Parallelgesellschaft und Integrationsdefizit verdienen auch türkische Moscheegemeinden Verständnis und Geduld. Menschen haben ein Recht auf Seelsorge. Diese muß beheimaten, bevor sie bewegen kann.

Felix Körner SJ

Literatur

Paul Celan und Gustav Chomed, „... ich brauche Deine Briefe...“. Hg. und kommentiert v. Barbara WIEDEMANN u. Jürgen KÖCHEL. Berlin: Suhrkamp 2010. 94 S. mit Abb. Br. 14,90.

Beide sehnen sich nach den Briefen des anderen, beide brauchen sie die Lebenszeichen aus der Ferne: der einsame Dichter in Paris wie auch der Chefbuchhalter in Czernowitz. Nach den Publikationen der Korrespondenzen Paul Celans (1920–1970) mit seiner Frau, seinem Lektor, seinen Freunden und Freundinnen liegt nun auch die Veröffentlichung

der Briefe vor, die er mit seinem einstigen Schulkameraden Gustav Chomed (1920–2002) gewechselt hat. Über lange Zeit hinweg, von 1938 bis wenige Wochen vor Celans Selbstmord im April 1970, fliegen immer wieder, wenn auch oft in großen Abständen, Briefe von Czernowitz nach Paris und umgekehrt. Die Nachrichten passieren dabei eine Schranke, denn der Zensor des sowjetischen Satellitenstaates Rumänien liest mit. Mitunter bedienen sich daher Gustav Chomed und Paul Celan der Verschlüsselung.

Keine Schranke aber herrscht zwischen den beiden Korrespondenzpartnern. Diese